



Meistern und Groß-Knechte Vermählung bei Hochzeiten z. d. die gewöhnlichen Ceremonien und Ordnung von der Obrigkeit, wie solche bisher bei uns üblich gewesen, unterläßt, soll in die Gerichte gefordert werden und 10 Haler Straffe erlegen, auch nicht herausgelassen werden, bis er solches erlegt und noch über dieses mit gefänglicher oder anderer öffentlicher Straffe, wie es die Obrigkeit erdenklich wird, angehen werden. Sollte aber ein Knecht selbst oder ein Groß-Knecht dergleichen thun, so soll er doppelte Straffe des Geldes erlegen, öffentlich an dem Hals Eijnen stehen und seines Amtes quitt sein.“ Diese Antwort seines Patrons auf seine Bemühungen erbitterten und reizten nun den Geistlichen und er wandte sich am 28. October an die theologische Fakultät zu Halle mit der Bitte um Entschuldig., ob er unbedeutend gehandelt habe, was die Fakultät zwar unter dem 9. November verneinte und ihm vielmehr Recht gab, doch ermahnte sie ihn gleichzeitig, „gegenüber der Obrigkeit alle Vorrechte anzuwenden,“ um nicht deren Autorität bei den Untergebenen zu schädigen. Tschirnhaus ließ Briefe, welche Kellner in der Angelegenheit an ihn nach Dresden richtete, unbeantwortet, seinen Briefen aber gelegentlich geizig und ihm sagen, er habe alles gelesen; endlich, am 3. Febr. 1705, erließ er sich an den Amtmann zu Kießlingshalde einen Verhaltungsbefehl, der das „Ihr müßt tanzen“ in ein „Ihr dürft tanzen“ milderte, aber auch die ausdrückliche Verwarnung enthielt, daß dergleichen leitliche Ergänzungen abzuschaffen nur der weltlichen Obrigkeit, in seiner Weise aber den Geistlichen ankomme.“ Immerhin befandte die Aufhebung des Befehls, bei Strafe zu tanzen, ein Entgegenkommen des Grafen, was Kellner jedoch nicht anerkannte, vielmehr fuhr er in seinem leuchtgerichten Eifer fort, gegen das Tanzen zu wirken, zumal ihn ein Amtsbruder, der Freiburger Bischof in Gersdorf, wegen seines Verbotes des „anfänglichen bürgerlichen Tanzes“ geradezu einen Anapostifen genannt hatte, denn nirgend in der heiligen Schrift sei das Tanzen untersagt und Jesu selbst habe es auf der Hochzeit zu Kana zugelassen. Nun unterbreitete Tschirnhaus die Angelegenheit einer höheren Instanz, dem fönl. Amtshauptmann Wolf Abraham von Gersdorf, dem Kellner Unrecht gab, ihm anbefahl, auch die Tänzer zu Weichte und Abendmahl zuzulassen, und als der Freiburger immer wieder remonstrirte, schloß sich, „sich zu überwinden, von seinem vorge abzusehen und dem Patronus als dem Mächtigeren nachzugeben.“ Alle Ermahnungen blieben erfolglos, Tschirnhaus ging weiter und der König und

Kurfürst entschied am 15. April, daß der Pfarrer „bei Straffe der Remotion die Leute, so er zur Ungebühr vom Weichstuhle removiret, wieder dazu lassen solle,“ zugleich wurde aber auch Tschirnhaus bestraft, „seine Anklage, wenn sie würdlich ergangen, hinüberdauern zu lassen.“ Als 1706 die Schweden in's Land fielen und auch Kießlingshalde bedrückten, verbot Tschirnhaus wie zur Vermeidung einer göttlichen Heimjüngung alles Tanzen an Sonn- und Festtagen, nach der Befreiung von dem Feinde wurde jedoch wieder flott getanzt und Kellner eiferte von neuem darüber, infolgedessen er am 29. Febr. 1708, auch wegen sonstiger Amtsvergrößerungen, vor das Oberamtsgericht in Bautzen gefordert wurde, wo er sich durch einen Revers bei Strafe der Amtsentsetzung zur Abstellung der bisherigen Uebelstände in seiner leuchtgerichten Thätigkeit verpflichten mußte. Anzwischen war Tschirnhaus seine zweite Gemahlin im Kindbett gestorben, das Kind starb ebenfalls und der erste Sohn erster Ehe erkrankte geistlich, was Kellner in schlechtester Triumphe als Strafergericht Gottes an dem „philosophischen Religionsverächter, der das Tanz-Verbot wieder aufhob“, erklärte; endlich starb Tschirnhaus am 11. Okt. 1708 selbst und ward, wie gelagt, ohne geistliches Beileid bestattet, denn Kellner hatte erklärt, jeden fremden Amtsbruder, der etwa seine Stelle vertreten wolle, „gleich beim Fittig von der Ranzel zu werfen.“ Aber er drang mit seiner Herrschsucht doch nicht durch, sondern wurde durch Urteil des Oberamtsgerichtes Bautzen vom 30. April 1709 seines Amtes entsetzt. Als fönl. Mitglied preussischer Hofrath und Vorsteher eines Salzwerkes starb der begüterte ehemalige Pastor 1732 in Halle.

Die Kenntniß von diesem lehrreichen Beispiel geistlichen und herrschaftlichen Hochmuths verdankt wir Dr. Theodor Baum, der den interessanten, seine Zeit charakterisirenden Vorkall in „Neuen Antiquischen Magazin“ für 1864 nach einem alten Buch geschildert hat, welches den Titel führt: „Tanz-Greuel, das ist vollkommene Acta publica, was zwischen dem gelehrten und weltbekannten Mathematico Tit. Herrn Ehrenfried Walthern von Tschirnhaus auf Kießlingshalde z. c. und dessen Pfarrern binnen fünf Jahren darüber getrieben; darbey Vieles von Weicht, Abendmahl z. c. zu Ehren Gottes, Förderung der Gottlichkeit, Abthung alles wollüstigen Wehens und sonderlich des schändlichen Tanzens dem Druck übergeben von Johann Wilhelm Kellner von Zinnenborn, Erbberren auf Ober-Curt und Nova z. c. Auf Kosten guter Freunde. Augsburg, 1716.“

**Ein ketneres Märchen aus „Tausend und eine Nacht.“\***

Das alte Schloß Chamburg, das übrigens schon in seinem alten Zustande von der königlichen Familie bewohnt worden

war, wurde von Franz I. neu erbaut, die Arbeiten begannen 1626 nach seiner Rückkehr aus der Gefangenenschaft in Madrid.

\* Eine Reihe „Kultur- und Landchaftsbilder“ diehiesits und jenens der Vogesen“ veröffentlicht Prof. Dr. Hermann Semmig in Leipzig in einem Iobchen bei Eugen Beyerlin in Leipzig unter dem Titel „Rein, Rön und Loire“ erschienenen Buche. Die einzelnen Bilder skizziren in großen Zügen, unternimmt mit

interessanten Details, die kulturelle Entwicklung Deutschlands und Frankreichs und ihre wechselseitigen Beziehungen. Die nachstehende Schilderung des wunderbaren Schloßes Chamburg ist einem der lehrreichsten Abschnitte des Buches entnommen, auf das wir wohl noch einmal zurückkommen werden.

Forcher ist es gelungen, das Dunkel zu lichten, neue Ansehn an sich zu machen, manchen Verthum zu beseitigen, und somit eine richtigere Beurtheilung des Dichters zu ermöglichen. Die erste wirklich gute, dabei der Wahrheit entsprechende Heime-Biographie lieferte Stroblmann, doch hat er selbst bei der Herausgabe seines Werkes so viel neues Quellenmaterial gesammelt und leidet ihm so viele neue Anschlüsse über das Leben und Wirken Seines gegeben, daß eine neue Heime-Biographie, welche Geringfügigkeit mit Vollständigkeit vereinigt, wohl am Platze war. Und eine solche ist in der That Robert Brock's empfehlenswerthes Buch. Brock will damit keineswegs die Stroblmann'sche Arbeit in Schatten stellen oder überflüssig machen, hat doch der Verfasser dieselbe vielfach selbst als Quellenquelle benutzt, aber er will eine weniger umständliche, weniger zeitraubende Lesart und dabei doch ein genaueres und vollständigeres Bild des Dichters bieten, den Leser mit den Grundgesamtheiten der letzten Jahre bekannt machen und manchen Punkt, den Stroblmann aus verlässlichen Nachrichten nur flüchtig behandelte, z. B. Seines Verhältnis zu Börne und Gutzkow, in eingehenderer Darstellung bringen. Der Styl ist klar und durchsichtig, die Sprache durchweg edel und lebensvoll. Zu rühmen ist besonders die strenge Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit des Verfassers, der, obwohl er dem Genus Seines die volle Anerkennung zollt, dennoch keine Schwächen nicht unerwähnt läßt, um der deutschen Nation ein der Wahrheit entsprechendes Bild jenes hochbegabten unglücklichen Mannes zu geben, der

unwiderwillig wie selten ein Sterblicher Fohes und Niedriges in sich vereinigte und in dem wir trotz seiner Fehler Deutschlands ersten Lyriker zu verehren haben. So dürfte das Buch allen Literaturfreunden als eine willkommene Gabe erdienen und selbst denen, welche bereits die Stroblmann'sche Arbeit besitzen, als Ergänzungswerk dienen. Das Buch umfaßt folgende sechs Kapitel: Im Elternhause; Leben und Studienjahre; Am Carl-Neues Leben, neue Kämpfe; Leiden und Tod. Wir müssen es uns versagen, näher auf den reichen Inhalt des Buches einzugehen, das muß man selbst in der angezeigten Schilderung Brock's lesen; der Inhalt aber, die hübsche Ausstattung und die geschmackvollen Illustrationen, unter denen sich auch ein noch nirgends veröffentlichtes Bild Mathilde's befindet, werden ihm sicher viele Freunde erwerben.

— Im Verlage von Ferdinand Enke-Stuttgart erdient gegenwärtig eine „Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau von Julius Eipper“. Der durch seine naturgeschichtlichen Arbeiten in weiteren Kreisen sehr geschätzte Verfasser, hat sich mit diesem größeren Werke die Aufgabe gestellt, nach dem Stande der neuesten Forschungen die Entwicklung der Menschheit als ein in sich zusammenhängendes Ganzes darzustellen, die Gegenwart durch die Vergangenheit zu erklären, und die menschliche Kultur bis in die einfachsten Lebensbedingungen zurück zu verfolgen. Der Verfasser wendet in dem Buche eine Methode an, welche viele Anschauungen und Brände

nachdem das freie Ammoniak durch eine geeignete Säure (Schwefelsäure) gebunden ist.

Die Anwendung von verbünnter Ammoniakflüssigkeit scheint ein sehr glücklicher Gedanke aus mehr als einem Grunde zu sein. Einmal nämlich entwertet diese Flüssigkeit das Lupinenroth sehr wenig, andererseits aber nimmt sie die Alkaloide leicht auf, weil sie nicht, wie z. B. Sodaalage thut, die natürlichen Alkaloide zerlegt, wodurch die Entfernung der Bitterkeit sehr erschwert wird. Drittens aber bietet diese ammoniakalische Auslaugflüssigkeit wenigstens eine gewisse Garantie, daß außer der Bitterkeit dem Lupinensamen auch jener höchst gefährliche, weil ganz unbekannt Stoff entzogen wird, welcher die sog. Lupinose erzeugt. Entbitterung und Entfernung des Lupinogegistes ist, wie immer wieder nachdrücklich hervorzuheben werden muß, nicht ein und dasselbe, so daß also entbitterte Lupinen unter Umständen sehr wohl noch Lupinose hervorbringen können. Dieses Bedenken wird übrigens der Anwendung der Lupine als Nahrungsmittel so lange entgegengehalten, als wir über das Lupinogest und seine Entfernung so gut wie nichts wissen. Nach dem gegenwärtigen Stande unserer bezüglichen Kenntniß aber trägt das Solfenische Verfahren von allen mir bekannten Entbitterungsmethoden dem eben geäußerten Bedenken am meisten Rechnung.

**Praktische Anweisung zur Behandlung des Stalldüngers.**

Bei den gegenwärtigen abnormen und in den letzten Decennien nie dagewesenen niederen Getreidepreisen wird es zuweilen in Zweifel gezogen, ob es sich noch lohne, künstlichen Dünger zu verwenden. Diese Frage wird durch die Heftigkeit einiger vorgleichen Berichte mit „Ja“ zu beantworten sein. Der moderne Landwirth hängt eben nach dem Nährstoffverhältnisse des Bodens und dem Behirtnisse seiner Pflanze. Es weiß, daß er häufig seinen Zweck viel besser erreicht, wenn er die Nährstoffe in einem ganz anderen Verhältnisse seinen Feldern als sie der Stallmist enthält. Um demnach das Sozialdüngersystem der Stalldüngers in rationeller Weise requiriren und erhöhen zu können, werden wir auch stets des Sozialdüngers bedürfen. Dem Praktiker muß aber besonders viel daran liegen, reichlich guten Stalldünger zu produziren, weil ihm nur durch dieien das Ertragsvermögen seiner Felder auf die Dauer erhalten bleibt.

nachdem das freie Ammoniak durch eine geeignete Säure (Schwefelsäure) gebunden ist.

Die Anwendung von verbünnter Ammoniakflüssigkeit scheint ein sehr glücklicher Gedanke aus mehr als einem Grunde zu sein. Einmal nämlich entwertet diese Flüssigkeit das Lupinenroth sehr wenig, andererseits aber nimmt sie die Alkaloide leicht auf, weil sie nicht, wie z. B. Sodaalage thut, die natürlichen Alkaloide zerlegt, wodurch die Entfernung der Bitterkeit sehr erschwert wird. Drittens aber bietet diese ammoniakalische Auslaugflüssigkeit wenigstens eine gewisse Garantie, daß außer der Bitterkeit dem Lupinensamen auch jener höchst gefährliche, weil ganz unbekannt Stoff entzogen wird, welcher die sog. Lupinose erzeugt. Entbitterung und Entfernung des Lupinogegistes ist, wie immer wieder nachdrücklich hervorzuheben werden muß, nicht ein und dasselbe, so daß also entbitterte Lupinen unter Umständen sehr wohl noch Lupinose hervorbringen können. Dieses Bedenken wird übrigens der Anwendung der Lupine als Nahrungsmittel so lange entgegengehalten, als wir über das Lupinogest und seine Entfernung so gut wie nichts wissen. Nach dem gegenwärtigen Stande unserer bezüglichen Kenntniß aber trägt das Solfenische Verfahren von allen mir bekannten Entbitterungsmethoden dem eben geäußerten Bedenken am meisten Rechnung.

Bei den gegenwärtigen abnormen und in den letzten Decennien nie dagewesenen niederen Getreidepreisen wird es zuweilen in Zweifel gezogen, ob es sich noch lohne, künstlichen Dünger zu verwenden. Diese Frage wird durch die Heftigkeit einiger vorgleichen Berichte mit „Ja“ zu beantworten sein. Der moderne Landwirth hängt eben nach dem Nährstoffverhältnisse des Bodens und dem Behirtnisse seiner Pflanze. Es weiß, daß er häufig seinen Zweck viel besser erreicht, wenn er die Nährstoffe in einem ganz anderen Verhältnisse seinen Feldern als sie der Stallmist enthält. Um demnach das Sozialdüngersystem der Stalldüngers in rationeller Weise requiriren und erhöhen zu können, werden wir auch stets des Sozialdüngers bedürfen. Dem Praktiker muß aber besonders viel daran liegen, reichlich guten Stalldünger zu produziren, weil ihm nur durch dieien das Ertragsvermögen seiner Felder auf die Dauer erhalten bleibt.

Der werthvollste Stalldünger ist der, welcher viel Nährstoffelemente besitzt, die geeignet sind, der Pflanze sofort als Nahrung zu dienen. Wir wissen nun, daß frischer und langstehender Mist und die Verwendung desselben über die ganze Fläche Feld eine sehr ungleichmäßige Wirkung zeigt. Die Nährstoffe sind in ihm nicht nur ungleichmäßig vertheilt, sondern sie sind auch gering. Seine Verwendung eignet sich nur für schweren Boden, den er mechanisch lockert und erwärmt, nur müßte er dann möglichst dicht angefahren werden. Ganz anders und zuverlässiger zeigt sich dagegen die Wirkung eines verrotteten und speidigen Düngers. Seine Nährstoffe sind weit reichhaltiger und gleichartiger vertheilt. Bei der zweckmäßigen Stalldüngerbehandlung sind zwei Hauptfehler zu vermeiden: 1. darf der Mist nicht verrotten oder verfohlen und 2. darf man den Stickstoff nicht in die Luft geben lassen. Ein gute Anlage der Mistkäste, die das Ausweichen oder Wegwehmen des Mistes vom Regen unmöglich macht, lehrt sich von selbst. Ferner wird der richtige Maßstab bei dem Verbrauche der Einstreuemittel voranzusetzen. Fast zu jeder Jahreszeit kann man sehen, wie der Mist auf den Miststätten sich erhitzt, namentlich wenn diesem Herd aufstiegen ist. Man sieht denselben rauchen, weil die inneren Theile des Hausens verrotten und verfohlen, und es ist bekannt, daß dieser von Tag zu Tag mehr und mehr eintritt und weniger wird, wenn keine entsprechende Gegenwirkung erfolgt.

Die gebräuchliche Gegenwirkung durch Begießen mit Jauche erweist sich in den meisten Fällen als unzureichend. Das einzige zuverlässige Verfahren ist das Abwickeln der atmosphärischen Luft durch geboriges Festtreten des Mistes durch Vieh, ein Mittel, welches jeder Landwirth höchstens einmal leicht durch Herumführen eines Thiers bewerkstelligen kann.

Von den großen Mengen Stickstoff, die sich auf den Miststätten in Form von löslichen Ammoniak bilden, entweicht ungehindert ein beträchtlicher Theil derselben. Obgleich der Stickstoff zur Pflanzernahrung nur in der geeigneten Form

von salpetersauren Salzen geboten werden soll und jene Form des Stickstoffes als unzureichendes Nahrungsmittel der Pflanzen gilt, können wir trotzdem nicht ohne weiteres auf diesen Verlust verzichten, weil die salpetersauren Salze im Boden aus Ammoniakverbindungen durch Oxidation sich regeneriren. Der atmosphärische Stickstoff bleibt für die Pflanze ohne Bedeutung, da sie freien Stickstoff nicht verarbeitet.

Das überhörende Wirkung dieses Düngers, die fast stets zu bemerken ist, beruht vielleicht außerdem noch auf das zersetzenden Thätigkeit der Schwefelsäure an den Bodenbestandtheilen. Die letzteren bestehen hauptsächlich aus löslichen Kalk, zersetzbaren Silikaten und huminsauren Salzen.

Es ist bekannt, daß in fruchtbareren Gegenden bei frohbreiden Ernten oft viel überflüssig an Stroh vorhanden ist. Das überflüssige Stroh wird dann gewöhnlich auf Strochweiden gebracht. Nachdem es viele Jahre dort gelassen hat, sinkt der Feimen nach und nach zu einem unbedeutenden verrotteten Erdbausen zusammen. Um das überflüssige Stroh in kurzer Zeit in roffenen Dünger zu verandern, wird dasselbe in Haufen von 5-8 Fuß Höhe gelegt und mit Wasser, worin man pulverisirten Kapselchen aufgeschwemmt und verteilt hat, besudelt. Der Haufen wird ferner mit einer 4-5 Zoll dicken Erdschicht bedeckt, um die Gase aufzunehmen, welche sich während des Gährungs der inneren Theile des Haufens entwickeln. Nach Verlauf eines Monats wird der Haufen umgelegt und nochmals tüchtig durchgeschichtet und wieder bedeckt, dann läßt man ihn ohne Behandlung liegen. Von 30 Kuber Stroh und 3 Ctr. Kapselchen erhält man auf diese Dingerzubereitungsweise nach einer Zeit von 3 Monaten ungefähr 30 Kuber Dünger, dessen Werth nicht zu unterschätzen ist. G. H.

**Sach.**  
Redigirt von G. Schallopp.  
Aufgabe Nr. 178.  
Von D. St. G. Hart in Dresden

	A	B	C	D	E	F	G	H	
8									8
7									7
6									6
5									5
4									4
3									3
2									2
1									1
	A	B	C	D	E	F	G	H	

(6 r. 9.)  
Weiß zieht an und legt im 3. Zuge matt.



leben etwas weiter nach vorn als beim Hunde. Bei gleichmäßig gefallenen Schnee schnürt Herr Henne, der jetzt, er zieht mit der rechten Finnen von einem Tritte zum andern, auch nicht nach zuweilen, daß seine geknickte Ruthe in den Schnee eintritt.

Weiter kommen bei Wärdern noch in Betracht die Spuren vom Dach, der Nisthöhlen, der Wildplätze, vom Baum- und Steinmarder, Alts und Biesel, und besonders die des Schwarzwildes in seinen verschiedenen Alters- und Geschlechtsstufen.

Die Spuren aufmerksam prüfend, suchten die Jäger unter lebhaftem Meinungsaustrausche eine ziemlich Strecke des Weges ab.

Was war das?

Möglich blieben sie auf dem neben der Straße hinfahrenden Fußwege stehen und sahen erstaunt und fragend einander an. Deutlich hatten sich hier Tritte in den erweichten Boden eingedrückt, die beiden räthselhaft vorkamen. Menschlichen unbestimmten Fußspuren ähnlich, und doch von einem Vierfüßler herrührend, bewiesen sie unividerlich, daß hier ein Fremdling gewandert sei, dessen Namen auszusprechen keiner der beiden Jäger mochte, denn jeder fürchtete den Spott des andern wach zu rufen, obgleich ein jeder die richtigen Vermuthungen hegen mochte. Das Räthsel blieb ungelöst. Eine fatale Lage, besonders für Freund Bergmann, der mit seinem Wissen über aller andern zu stehen und stets recht zu haben glaubte. Dies-

mal schwing der Gesprächige über dieses Thema. Es wurde ihm schwer, jedoch wollte und durfte er sich eine Blöße nicht geben. Die Sache klärte sich erst auf, als sie über das holzerne Pfänder des Städtchens Bergheim, durch welches der Weg führte, hinfuhren.

Mit einer Fähr, als gelte es dem wichtigsten Ereignisse, stürmte die Kinderknecht abendulm des Marktplatzes zu, von woher das Kaffeln einer alten Trommel und die schrillen Töne einer verstiminten Pfeife erklangen, die einem göttlichen Hären zu unwillkürlichen Tänze aufspielten.

Du armer Bär! Du einstmals mächtigster und gefährtesten Feind des deutschen Wildstandes, magst du dir einen Ring durch die Nase ziehen lassen und zur Belustigung der Straßensjungen an der Kette tanzen? Und dann noch gar mit dem Tamburin umhergehen und Gaben einsammeln, um dir und deinen Beinigern das nackte Leben kümmerlich zu fristen? Der melancholische Blick deiner Nichten stimmt süßende Herzen unwillkürlich zum Mitleid! Du armer — du gewaltiger Wettkämpfer!

Der freundliche Leser verzeihe theilnehmend diese von der Erzählung abgewanderten Gedanken. Die Bilder, welche sie umflücht, sind eben nur Waldbilder, von dem erzählenden Hären nur lose zusammengehalten, um sie dem Nichtjäger getreuer zu machen.

### Tand- und Hauswirtschaft.

#### Fortschritte in der Lupinen-Entbitterung.

Von Dr. G. Baumert.

Der drei Jahren sind an dieser Stelle von mir einige Artikel veröffentlicht worden, welche das Problem der Lupinen-Entbitterung erörterten. Zugleich ist an dieser Aufgabe, besonders in der jüngsten Zeit, weiter gearbeitet worden und wir werden sehen, daß an dieser Arbeit einer unserer hallerischen Mitbürger in hervorragender Weise theilhaft ist. Die stark bittersten der Lupinenformen ist, wie schon früher dargestellt wurde, bedingt durch einen ca. 0,5 Proz. betragenden Gehalt an Alkaloiden, d. h. Stoffen, welche chemisch dem Chinin, Strichnin, Nicotin u. verwandt sind und zu denen also die gefährlichsten Arzneimittel und gleichzeitig die gefährlichsten organischen Gifte gehören. Der Gedanke lag nahe, den Lupinenformen eben wegen ihres Alkaloidgehaltes zu arzneiartigen Zwecken zu verwenden, zumal semen Lupinorum früher einmal officinell war. Ich selbst habe mich in dieser Richtung gemeinschaftlich mit Dr. Koberl, (damals in Straßburg, jetzt Professor in Dorpat) längere Zeit mit den Lupinenalkaloiden beschäftigt; dieselben haben sich jedoch von wenig oder gar keiner arzneiartigen Bedeutung erwiesen. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte die Entbitterungsfrage einen wesentlich andern Charakter erhalten, als sie jetzt hat. Man hätte das entbitterte Korn bei Darstellung eines Medicamentes als Nebenprodukt gewonnen und die Kosten für die Entbitterung wären durch den Werth des gewonnenen bitteren Bestandtheils ganz oder theilweise gedeckt worden. Wie die Dinge aber jetzt liegen, kommt es nur darauf an, einen lästigen und abgesehen von beschränkter Verwendung für rein wissenschaftliche Zwecke, unwerthbaren Bestandtheil des Lupinenamens auf möglichst billige Weise zu entfernen.

Bei der hohen Bedeutung, welche die Lupine als landwirtschaftliche Kulturpflanze für sandigen, sterilen Boden auch in unserem deutschen Vaterlande besitzt, sind alle Bestrebungen, diesem Landbauprodukte eine möglichst hohe Verwerthung, u. a. nach erfolgter Entbitterung auch als menschliches Nahrungsmittel, zu geben, gewiss mit Freuden zu begrüßen. Dieser Gedanke ist jedoch durchaus nicht neu, sondern gehört schon dem Alterthume an. Um dem Lupinenkerne seinen bitteren Geschmack zu nehmen und es dann als Gemüse, wie Bohnen, Linsen u. genossen zu können, langten es die Römer mit Meerwasser oder mit gewöhnlichem Wasser nach Zusatz von Kochsalz oder Pflanzenasche aus. Ähnlich präparirten noch heute die Italiener ihre dortige (von der untern verschiedne) Lupine, um sie als Gemüse der Küche zuzuführen. Ueber die mannichfachen Methoden, welche hieselbe im Laufe der

Zeit zum Zwecke der Lupinen-Entbitterung vorgeschlagen worden sind, ist früher an dieser Stelle des weitern die Rede gewesen. Damals wurde auch schon das Auslaugungsverfahren als die voraussichtlich einzig brauchbare Methode bezeichnet. Es kam nur darauf an, eine Flüssigkeit zu finden, welche bei niedrigem Preise die Eigenschaft besitzt, den Lupinen kohlensäure nur den bitteren Bestandtheil zu entziehen. Ein in dieser Beziehung ideales Extraktionsmittel giebt es überhaupt nicht, man muß sich deshalb mit Flüssigkeit begnügen, welche den Lupinenfasern bei der Entbitterung möglichst wenig entwertet, also ihm vor allen Dingen keine Emulsion giebt.

Die seit wenigen Monaten in Fachkreisen lebhaft diskutirten beiden neuen Entbitterungs-Verfahren sind: dasjenige des Apothekers Simpson (früher in London, jetzt in Heidelberg bei Terebinth in Welsch) und das des Apothekers und analytischen Chemikers F. Soltkies in Halle. Beide beabsichtigen die Lupine nicht nur als vegetabilienmische verwerthbar zu machen, sondern haben bereits aus dem Wehl der entbitterten Körner Brot und verschiedene Nachwaren, sowie ein Kaffeeurrogat hergestellt.

Ich beobachtete heute noch nicht auf die Simpson'schen und Soltkies'schen Lupinenentbitterungsmittel selbst eingegangen; die einen habe ich bereits in Untersuchung, die andern sind mir fremdbüchlich in Aussicht gestellt. Von beiden Sorten haben aber bereits Proben, die sehr gelassen, dem Naturwissenschaftlichen Vereine für Sachsen und Thüringen in Halle vorgelegen.

Simpson deckt über sein Verfahren den Schleier des Geheimnisses, der sich indessen mit der Zeit von selbst etwas lüften dürfte, da die betreffenden entbitterten Lupinen charakteristische äußere, vielleicht auch innere Veränderungen zeigen. Bekannt ist mir, daß zur Entbitterung nach Simpson eine desinfectirte (?) Petroleumsäure genügen, daß die zur Auslaugung dienenden Chemikalien vier Etr. Lupinen 0,55 M. fest sein und die entbitterten Körner künstlich getrocknet werden. Zur Ausführung des Verfahrens in großem Maßstabe ist Herr Simpson eben mit dem Bau einer Fabrik in Berent bei Danzig beschäftigt.

Herr Soltkies macht dagegen aus seiner zur Patentirung angemeldeten Methode, die von allgemeiner Anwendung auf bitter und unangenehm schmeckende Samen überhaupt ist, kein Geheimniß; er übergießt die gut gereinigten Lupinenkörner mit ca. der dreifachen Menge kalten Wassers, welches je nach der Salzmenge mehr oder weniger (im Sommer 10 Proz., im Winter 6 Proz. der angewandten Lupinenmenge) offiziellen Salmiasgeist (d. h. 10prozentigen Ammoniak) enthält, läßt einige Tage quellen und maceriren und wäscht schließlich mit reinem Wasser aus. Die ammoniakalische Entbitterungsflauge kann selbstverständlich als Dingenmittel Verwendung finden,

In kulturgeschichtlicher Hinsicht ist das Schloß nichts anderes als eine unfruchtbare Schöpfung absolutistischer Kaune; zu nichts brauchbar, für einige Zeiten verloren, ist es bei aller vollständigen Erhaltung eine Ruine, behohnt von Gespenstern der Erinnerung. Im Franz J. Wohnung tummelten sich fortwährend 6000 Pferde, selten weniger, zumellen 18,000. Und weil er meinte, daß ein Königshof ohne Damen wie ein Jahr ohne Frühling und ein Frühling ohne Rosen sei, so lief er zu seinen glänzenden Festen die schönen Edelkamen herbei, die während des Mittelalters in ihren Ritterburgen unbeachtet von königlichen Blicken geliebten waren.

Anfangs hatte das gute Wirklungen", sagt der Historiker Mézerab, "dies liebenswürdige Geschlecht führte seine geselligen Sitten am Hofe ein; aber bald verdarben die Sitten, Weiberlaune verheilte Würden und Lenter." Nun, wir wissen es ja, der Hof der Könige von Frankreich ward ein Harem und zuletzt regierte über König und Staat eine Dubarry.

Vertrauen wir das Schloß Chambord in künstlerischer Beziehung, so ist es eine der schönsten architektonischen Ierden Frankreichs und zwar eine Perle der einheimischen nationalen Kunst. Karl V., der es noch unvollendet, ohne die Seitenflügel, sah, betrachtete es als „ein Unbegreifliches, was menschlicher Kunstfließ vermag." Der venezianische Gesandte Jerome Lippomano, der hoch die Wunderbauten der Dogenstadt gesehen hatte, schrieb 1577: „Ich habe in meinem Leben viele prächtige Gebäude gesehen, nie ein schöneres noch reicheres. Inmitten des Parks erhebt sich das Schloß mit seinen vergoldeten Säulen, seinen bleigedekten Flügeln, seinen Pavillons, Terrassen und Gallerien, gleich der Wohnung Morganos oder Alcinous, so wie sie unsere Dichter schildern. Wir verlassen es voll Entzücken und Bewunderung, ja voll Bewunderung." So könnte ich noch fort und fort citiren; denn wer es sah und schätzte, kann nicht Worte genug finden, um seine Bewunderung auszusprechen. Nur an eine besondere Stelle will ich noch erinnern; es ist die des künftigen Bilders-Museums: „Man wird nicht müde, diesen Zauberpalast zu durchwandern, der uns unmaßlich mit einem neuen Anblicke überhäuft."

Und dieser Zauberpalast ist ein Werk der einheimischen Kunst, mitten im Aufschwung der Renaissance aus nationaler Entwicklung hervorgegangen, von einem Franzosen geschaffen. Wie der Schöpfer des Plans geheißt hat, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Im Jahre 1538, also zehn Jahre nach Beginn des Baues, wird ein gewisser Pierre Nepveu, genannt Trinqueneau, aus Amboise, als Bauführer, maître maçon, erwähnt; daß er aber auch der Architekt des Schlosses gewesen sei, ist darum noch nicht festgelegt. Nach Vernier, der im Jahre 1682 eine Geschichte von Blois herausgegeben hat, scheint es ein Einwohner dieser Stadt gewesen sein. Daß es aber in der That ein Franzose und wahrscheinlich ein aus dem Loirethal gebürtiger war, dafür spricht (Vosseler hebt dies mit Recht hervor) der Charakter des Baues selbst, der von der in Italien blühenden Kunst ganz verschieden war.

der Gegenwart, die zunächst fremdartig erscheinen, auf ihre kulturgeschichtliche Bedeutung zurückführt. Desgleichen gewinnen wir durch sein Verfahren eine oft überraschende Klarheit über den tief verheilerten Kern hochwichtiger Ueberlieferungen der frühesten Zeit. Nach dem Inhalte des ersten Hefts, welches in Verlanformat 64 Seiten umfasst und dessen Preis von 1 M. der Fülle des Dargebotenen gegenüber ein nur mäßiges zu nennen ist, zu schließen, verpricht das Buch eine höchst werthvolle Bereicherung der kulturgeschichtlichen Literatur. Das erste Heft bringt auf 36 Seiten die Einleitung, welche die Lebensvorgänge als ein alle Seiten der menschlichen Entwicklung beherrschendes Prinzip, als den Ausgangspunkt aller Kulturgeschichte erklärt. Der weitere Inhalt führt uns mitten in die Krisis, von der der Verfasser vermöge seiner klaren Darstellung, die durch zahlreiche Belege aus dem Leben der Wilden erhärtet wird, ein deutliches Bild entwirft. Ueber's kulturgeschichtliche wird in etwa 20 Lieferungen erscheinen und zwar soll das alsbald 2 stattliche Bände füllende Werk im Herbst d. J. zu Ende geführt sein. Wir gehen über die Fortsetzung zu berichten.

Schädigen die Ritzschritte die Gesundheit der Lebenden? Von Dr. med. Rudolf Wüller, Verlag von G. L. Necht, Dresden-U. 8. 32 Seiten. Das Schriftchen, dessen Verleger die hergebrachte Belastungsart verteidigt und sich gegen die Leichverderbung wendet, bringt neue Beiträge zu der viel erörterten Frage nach der Schädlichkeit der Ritzschritte für deren

Treten wir zunächst in den Park ein. Man hat von dem Pavillon die Mühs des noch anderthalb Stunden bis zum Schloße; das Land am Eingange ist angebauet. Scheune und Bauerhof haben ein reichliches Ansehen; ein kleiner Junges hütet Gänse, sonst niemand auf dem Felde. Nach kurzer Strecke tritt man in den Wald. Alles einjam, eine halb holländische, halb majestätische Stille; nur der Golan knappt im Gebüsch, nur der Vogelgefang hängt die Träumereien des Wanderers. Die Wege im Park haben historische Namen: Rue de Francois I., Rue du Valerech de Saxe. Jetzt biegen wir um die Ecke und plötzlich steht der Fuß wie angewurzelt; mitten in der Wildnis, in der tiefsten Stille der Einsamkeit, hingehaubert wie ein feineres Mädchen aus „Tausend und eine Nacht" überragt uns der Wunderbau. Ihm gegenüber, auf einem Rasenplatz, steht eine Säule von einem Kreuze überragt; ruhen wir hier aus und betrachten wir das Schloß. Das magere Flüßchen Cosson, das den ganzen Park von Dilen nach Westen durchschneidet, trennt uns davon. Dieses Flüßchen fällt, soweit es vermochte, die Gräben aus, die das Schloß anfangs umgaben; es vermochte dies aber so wenig, daß Franz I. den Plan legte, die Votze abzuleiten und auf Chambord zu lenken; nur die gewaltigen Roken, die die Ausführung erfordert hätte, hielten den König davon ab. Später ließ Stanislaus Leszczynski die Gräben ausfüllen, wodurch das Schloß in wenig verfall und der original süße Eindruck auf den Besucher geschwächt wurde.

Die Nordseite, die wir vor uns haben, bildet eine imposante Fassade, deren Kern ein besonderes Bierck mit je einem Thurm an den Ecken bildet, das aus zwei Stockwerken das Erbgehoß nicht mit unbegriffen besteht. Der Plan des Ganzen erinnert allerdings noch an die früheren Jahrhunderte, an die Burgen der Lehnsverfassung; eine Ringmauer mit Thürnen umschließt ein festeres, ebenfalls mit Thürnen versehenes Gebäude, Donjon genannt. Man hat auch letztern Namen auf das innere Bierck von Chambord angewendet. Was jedoch früher ein Plan der Vertheidigung war, das war jetzt nur eine hergebrachte Form, die Thürme wurden aus einer Behör eine Herde. Dieser Bauplan war aber eben nicht französischer Ursprungs, italienische Künstler hätten ihn gewiss nicht gewagt.

Viellicht befruchtete sich der ursprüngliche Plan auf diesen Kern, Karl V. hat bei seinem Besuch 1539 nur dieses innere Bierck gesehen; aber das Werk wuchs dem Künstler unter der Hand. So wurden denn zwei Flügel angebaut, zwei von Arabern getragene Gallerien, die auf der Nordseite an den Ecken ebenfalls mit einem Thurm abschlossen, der aber nicht mit einer Terrasse, sondern mit spitz auslaufendem Dache endete. Diese Gallerien bilden auf der Nordseite mit dem Donjon nur eine Linie. Die Fassade hat keine Verzierungen und Arabesken, wie sie von den Italienern damals eingeführt wurden. Was den Besucher unwiderlich ergreift, das ist die Einfachheit der Linien wie überhaupt der Anordnung des Bauwerkes, die ehle Symmetrie in der Verteilung der der gewaltigen Massenhaftigkeit des Ganzen; man bemerkt die letztere erst, wenn man sich in die ungeheure Menge von

Umgebung, eine Anzeigenschein, die in der Dogiene aller größeren Städte einen berechtigten Platz einnimmt.  
\* Herders Volkslieder. Herausgegeben von Karl Reblitz, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

\* Marius Wachen, ein Redacteur des Journal des Debats, hat zwei Monate lang die Schweiz und West-Deutschland bereist, um die dortige Industrie und Kunstgewerbe zu studiren, nachdem er früher bereits im Auftrage der Regierung die deutschen Arbeiterlager besucht und beschrieben hat. Der Verfasser hat drei Wochen in Köln und Umgebung verweilt, und überall eine ungläubliche Klüßigkeit, mit höherer Zielgenauigkeit, nach Geschäkten, um die dortigen Klüßigkeiten zu untersuchen. Die Geschäfte, einige von schlechtem Geschmade, von zweifelhafter Architektur, alle aber tragen die Spur einer beherrschlichen Anstrengung in der Richtung zum Schönen und einer Kunst-erschaffung, die allmählig vor sich geht und sich vervollkommen wird. Die Organisation des öffentlichen Unterrichts ist bemerkenswert. Seit jede Stadt hat ihre Schule, in der die Arbeiter unterrichtet werden. Die Geschäfte für uns liegt nicht bloß in der Quantität der deutschen Erzeugung, sondern auch in der Qualität, die sich unter dem Einflusse dieser Kulturhebung täglich verbessert.



Galerien, Nischen und Sälen verziert, so harmonisch sind die Verhältnisse.

An der Ost- und Westseite brechen die Gebäude des den Donjon anschließenden äußeren Vierecks ab, der Rest des Hofes ist von einer niedrigen Terrasse umgeben. Von der Südseite ist daher der Anblick großartiger, indem man hier das innere Viereck in den Hof vordringen sieht. Der östliche Flügel der Nordseite, Flügel d'Orleans genannt, weil Cajon d'Orleans ihn später bewohnte, obgleich schon Franz I. sich hier aufhielt, ist noch unter Franz I. erbaut worden, die Verzierungen tragen noch das F und den Salamander, den er in sein Wappen aufgenommen hatte. In der Ecke des Thurmes und der Fassade springt hier ein Vorbau etwas störend vor, dessen erstes Stockwerk ein schon verziertes Vestibül enthält; die Terrasse über diesem Vorbau ruht auf dem Schlafzimmer des Königs Franz und war sein Lieblingsaufenthalt; in schönen Sommermächten plauderte er hier mit den Damen und Brillanten seines Gefolges, die man la petite bande de la cour nannte. Waren, fragte de la Saussaye, die verstellten Treppen und dunklen Gallerien hier etwa absichtlich angebracht, um die Liebeshändel und heimlichen Stellbischen des galanten Hofes zu begünstigen?

Der westliche Flügel wurde unter Heinrich II. vollendet; unter den Verzierungen sieht man noch das H und den Halbmond, den er mit dem Spruche: *Donc totum impleat orbem* (bis er die ganze Scheibe ausfüllt) zu seiner Devise gewöhnt hat. Vielleicht war der Halbmond auch eine Anspielung auf den Namen seiner Maîtresse, der schönen Diane de Poitiers; aber deutlich und offen wie anderswo ist hier der königliche Namenszug nicht mit dem Dianens verflochten. Der Turm dieses Flügels, der deshalb ein Kreuz trägt, enthält die trefflich erhaltene Kapelle mit wunderbarer Wölbung; vor janzig Jahren wurde hier noch jeden Sonntag die Messe gelesen. Dieser Theil des Schlosses ist am wenigsten verziert.

Wo aber der Künstler die ganze Fülle seines Genies entfaltet hat, das ist das Dach. Hier steht der Reueigige voll Erlaunen, hier bewundert der gebildete Kenner. Gerade an dem schwierigsten Theile, sagt de la Saussaye, hat die Phantasie des Architekten ihre reichsten Schätze offenbart. Die Spornneine, worüber sich die Baumeister die Köpfe zerbrochen, seitdem die entartete Kunst widerliche Höhen daraus gemacht hat, sind hier zu Denkmälern geworden, die mit unendlichem Geschmack gruppiert sind. Das Gebäude gewinnt dadurch einen Charakter von Größe, Reiz und Originalität, zu dem nirgend ein Vorbild war.

Vielleicht trieb den Architekten das Terrain dazu. Das Schloß liegt etwas in der Tiefe; damit es von der Ferne aus künstlerische Wirkung machen konnte, mußte der obere Theil reich bepflanzt werden. Catacombiand, dessen Schilderung übrigens etwas phantastisch genannt worden ist, hat auch die auffallende und doch natürliche Beobachtung gemacht, daß das Schloß, je näher man kommt, immer höher steigt, während andere hochgelegene Gebäude im Gegentheil abwärts einsinken scheinen.

Steigen wir hinauf auf die Terrasse, um die Fülle und Pracht der hier verschwundenen Sculpturen zu bewundern. Aber indem wir in den „Donjon“, eintreten, von dem man hinauf gelangt, übertrifft uns ein anderes Wunder, die großartige, prachtvolle, freistehende Wendeltreppe von durchbrochener Arbeit, die sich um eine Doppelschraube windet und also zwei Treppen bildet, die sich um einander emporwinden, und just vom Mittelpunkt des Erdgeschosses aus zur Terrasse hinaufführt. Diese Treppe, von keinem Plan, schönen Verhältnissen und reichen Details, ist die größte Merkwürdigkeit des Schlosses, ein Kunstwerk und ein Kunststück zugleich, ein Räthsel, das man auf den ersten Blick gar nicht zu lösen vermag; zwei Personen gehen, auf jeder Seite eine, zugleich hinauf, haben sich immer vor Augen und begegnen sich doch niemals, bis sie oben anlangen. Das ganze weite Erdgeschoss, von welchem diese Treppe ausgeht und das durch dieselbe in vier gleiche Theile getheilt wird, war ursprünglich der Saal der Garben, dem die vier Thürme des Donjons die Form eines griechischen Kreuzes geben, und hatte zur Decke das reich staltierte Gewölbe, welches die Terrasse trägt, also die Höhe des ganzen Gebäudes, ist aber leider schon im 16. Jahrh. durch zwei eingeschobene Decken in drei Stockwerke getheilt worden. In der Mitte dieses griechischen Kreuzes erhebt sich die monumentale Doppeltwendeltreppe und sieh nach dem Plane des

Künstlers unbedeutend durch diese eingeschobenen Decken, schlant und frei wie die Trajanische Säule vom Erdgeschoß bis zur Dachterrasse, von wo sie als Kuppelpyramide mit Sculpturen und Säulen geziert in den Himmel ragt. Man kann sich den Eindruck denken, den dieses Kunstwerk in dem gewaltigen Räume auf den Besucher machte, dessen Auge ihr bis zum Pfadend des zweiten Stockes folgte, der reich mit Franzens Namenszug und Salamandern verziert war!

Um diesen Garbensaal, damals belebt von den blühenden Waffen und malerischen Trachten des königlichen Heerzuges, eingefügt von den vier Hauptpavillons, die jeder für sich in jedem Stockwerk eine große Wohnung mit eigenen Treppen bildete, entwickelte sich ein wahres Labyrinth von Sälen, Gemächern und Gängen; außer einer Unzahl kleinerer oder größerer Treppen zählt man dreizehn große Treppen und vierundvierzig heizbare Zimmer. Doch was haben die Zahlen dieser Gemächer, die man doch erst nach und nach betritt, neben dem Anblick zu bedeuten, den man vor sich hat, wenn man nun von der Treppe auf die Terrasse getreten ist. Hier muß auch der nächste Beurtheiler alle Kritik beiseite lassen und in einen Auf der Bewunderung ausbrechen. Aus dieser Plattform wächst es wie ein feinerer Wald hervor, wo jeder Sammel, jedes Thürmchen, jeder Pfeiler mit Zierarten und Sculpturen geschmückt ist. Die Wendeltreppe, die und heraufgeführt hat, endet hier noch nicht, als einfache Wendeltreppe von 100 Fuß Höhe steigt sie in Pyramidalform weiter; zuerst wird sie von acht Arkaden mit Säulen und Pilastern von acht Meter Höhe umkränzt, auf dieser Kolonnade erhebt sich eine andere Ordnung, die mit einer Valustrade geziert und von acht Gegenpfeilern getragen wird, diese letztern wieder tragen ein lustig leichtes Gebälge, das seinerseits wieder von einem reichverzieren, eleganten Thürmchen überragt wird, auf welchem eine kolossale, zwei Meter hohe feinerne Kugel in die Luft ragt.

„Ungerührt, absurde“ hat ein Kunstlehrer der späten Gegenwart diese Schöpfung der noch jugendlichen Kunst Frankreichs mit ihrer strahlenden Ueberfülle gelobt, als dem strengen reinen Geschmack zuwiderlaufend, der nur das Billige, was vom Verstand, das heißt vom Bedürfnis verlangt wird. Aber hat denn der Verstand, der proportionierte Mann, wie ihn Plinius nennt, ein Verständnis für die Phantasie? Gerade durch diesen überquellenden Reichtum von Sculpturen, die er über die historisch nationale Grundanlage des alten gotischen, noch auf dem Erdberock ruhenden Baues gewesen hat, durch dies lustige Gebälge hat der Baukünstler seine Genialität bekundet.

Vergleichen wir nun noch, um es richtig zu würdigen, Chambord mit den andern königlichen Schlössern. Was die Burgen des Mittelalters überhaupt betrifft, so kann von Kunst im Sinne der Aesthetik kaum die Rede sein; alles war auf Krieg und Wehr berechnet, der Nützlichkeitsstandpunkt war das Grundgesetz dieser Baukunst, dieser ist aber geradezu unästhetisch. Diese Bauten sind für die Architektur in künstlerischer Beziehung, was die Volkstheater und altchristlichen Katakomben für die Poesie sind. Aus dieser Zeit stammen im Vordrill Ambroise und Blois. Im erstern hat nach Karls VIII. italienischem Feldzug (1495) die Renaissance angefangen sich zu verpflanzen. In Blois hat die Gotik den schönen Ständesaal geschaffen; kurz vor und unter Ludwig XII. blühte hier der nach letztem benannte Baustil des Uebergangs zum modernen Kunst, einen Theil des Schlosses hat dann die Renaissance unter Franz I. umgebaut; daraus ist zuletzt eine architektonische Wölbung geworden, zu der alle Epochen von der Feudalzeit an bis zum 17. Jahrhundert beigetragen haben, von der jeder einzelne Theil schon ist, die aber kein harmonisches Ganzes bildet, eine Akrasität wie sie wohl nur einmal in der Geschichte der Baukunst existirt. Fontainebleau ist nichts anderes, eine buntwirrfelte Zusammenhäufung von allerlei Höfen und Gebäuden, doch nichts Ganzes, kein Kunstwerk trotz der Pracht und schönen Details, die Franz I. hier verschwendet hat. Das Geplante findet in gewissem Grade auch auf den Louvre seine Anwendung, wenn auch hier der Kontrast der einzelnen Theile nicht so lebhaft hervortritt. Das Schloß von Versailles aber ist noch weiter von dem Ideal der Kunst entfernt, trotz des Gebankens der Einheit, der seinem Plane vorzwehnt, es freudet gegen die reine Schönheit. Wie das wahre Genie naiv und bescheiden ist, so ist das wahre ideale Kunstwerk einfach und von natürlicher Reiz-

heit. Versailles ist der Fiebertraum des übermüthigen Brunkes: seine gewaltige Ausdehnung genährt den schönen Eindruck des Maßes und der Verhältnisse nur aus weiter Entfernung und dann ist seine Erscheinung von schon geschwächtem Eindruck, das Ganze blendet und betäubt den Sinn, es ist sowie auch das Innere jammert der geschmacklosen, eins prählenden Emporkömmlings würdigen Spiegelgalerie nichts als ein überlabenes Serail.

Chambord allein unter diesen Bauwerken entspricht den idealen Forderungen; der Plan des Monuments ist in dem Kopf eines Künstlers entsprungen, von Einem Künstler ausgeführt; derselbe hat in seiner Art und für seine Zeit geleistet, was die griechische Baukunst im Parthenon geleistet hat. Da ist nichts Fremdes, nichts Ungehöriges; das Werk steht in allen Details im Einklang mit sich selbst, im Einklang mit der Umgebung. Die tiefe Lage des Bodens trieb den Künstler, die Zierarten der Sculptur auf das Dach zu schiebern mit verschönernder Hand; was aber überall anderswo gerade Schmelz geworden wäre, das ist hier, durch die Natürlichkeit der Lokalität herbeigeführt, idealer Kunstgeschmack geworden,

wie ihn — es ist das Ei des Columbus — das Genie allein erfinden konnte. Der Künstler hat aber auch nichts Phantastisches geschaffen, es ist keine Kunstgrille, die im Widerspruch mit der Epoche oder ganz außerhalb derselben stünde. Im Gegentheil, alles ist aus der Epoche selbst hervorgegangen; die Grundlinien sind die eines feudalen Schlosses, aber ebenso genial, wie er die irdischen Schmierigkeiten überwinden hat, steigt der Künstler auch über den rohen Charakter und Nützlichkeitsschrankepunkt der feudalen Architektur; was dort zu brutalen Turm diente, wird hier Zierde, weise Schranke und Maß. Der Künstler hat endlich nicht fremde Kunstideen slavisch nachgeahmt und seinem Vaterlande aufzuzwingen; er hat klar gefühlt, daß seine Kunst mehr vom Boden abhängt, wo sie entsteht, als die Baukunst; er hat sie nach der Grundstruktur nicht zerstört oder verrenkt; er hat sie nach der Grundstruktur des Ideals wie im Schwunge verfahren. So ist sein Frankreich einzig dastehend, ein reines architektonisches Denkmal von bewältigender Schönheit, ein ebenso originelles als nationales harmonisches Kunstwerk.

### Aus dem Waldleben.

Neue Folge.

#### Wildfahrten.

Noch war der kurze Wintertag nicht völlig angebrochen. Ein leichtes, immer heller werdendes Grau verklärte noch den Wald, als der Wagen mit den beiden Freunden und Hedwig zum Forstbause Wellig hinausrollte. Eine in dieser Jahreszeit ungewöhnlich milde Luft und ein unbedeckter Himmel verlinkten einen angenehmen Reisetag, der unsere Freunde nicht nur in die heiterste Stimmung versetzte, sondern nach Bergmann's Ansicht auch eine glückliche Vorbedeutung in Bezug auf den Zweck ihrer Reise anzudeuten war.

Kostgänger, wenn auch strahlenlos, erpob sich die winterliche Sonne über den Baumköpfe, als sie in den Forst einbogen, der, vom geirrigten Regen noch trübend, glitzerte. Es gewährte einen herrlichen Anblick, als sich der erste Schein der Sonne in den an jeder Kiefernabel hängenden Tropfen in prismatischem Farbenspiele zeigte.

Dieser märchenhafte Glanz aber hatte für das Auge der Jäger keinen Reiz, es blühte zu Boden auf die heute glatt verregneten Wege, wo sich die Spuren des übergewechelten Wildes so scharf abgedrückt zeigten, wie es selten der Fall war. „Dalt!“ rief Bergmann seinem Kutscher zu, und die von Jägerlust erfüllten alten Herren entließen dem Gefährten. Solch eine Menge von Wildspuren konnten die Jäger Dianias nicht unbeachtet lassen. Sie prüften die Fährten mit lebhaftem Austausch ihrer Meinungen, während Hedwigs Blick einem muntern Gähörhörnchen folgten, das mit der zierlichen Grazie sich von Ast zu Ast schwang. So sehr sie auch den Wald und das Leben in demselben liebte, interessirte sie die lebhaft Unterhaltung der Herren doch nicht ausschließlich. Ihre Gedanken weilten bei dem Geliebten und bei dessen trauernder Mutter.

Sie dachte an die Schilderungen, die Friedrich in ihrem trauten Familienkreise zu Wälsbäusen von den wildreichen Forsten seiner Heimat gemacht hatte. Demals umgeleiteten heitere Bilder des Waldlebens die Phantasie des Wälsbäus. Wie schön mußte es dort sein! Wie monnig für eine Jägerfrau, dem Gatten dort in die herrlichen Forsten zu folgen, auf die Kulturen, Holzschläge und Wildfährten, wo das vertrauliche Bild nach dem Röcheln aus, welches neben einer Labung für den Mann, auch ein Stück Brot für die verdursten Tiere enthielt! Mit welch dankbarem Blick würde der Gatte seinem Weibe den geleisteten Viehdienst lobnen, sich niederstrecken auf einen schwellenden Moosbüschel unter prangenden Waldbäumen und es sich wohlschmecken lassen!

Daß nach und nach dieses liebliche Bild immer frischere Farben annahm, in immer deutlicheren Contouren erschien, daß die dankbaren Augen des gedachten Forstmannes, denen Friedrichs immer ähnlicher wurden, zuletzt auf ein Haar Frieden, — wer konnte dafür?

Anders Bertha, der bei Friedrichs Schilderungen der Jagden nur die Fringen und Grajen vorgewelbten, die auf scheinigen

Remern dem Wilde folgten, bis es zum Tode erschöpft zusammenbrach und unter geschäftigem Gemüth Genickfang vernehte. Es war nicht diese Hierqualerei, die Berthas Interesse fesselte, es waren die eleganten Sportsitten selbst, die ihr, der schönen Oberförstertochter, zweifelslos Artigkeit und Bewunderung darbringen würden. Schon der Gedanke an die Möglichkeit, daß ihr Vater nach Hirschjagd verlegt werden könnte, durchglühte das Mädchen in freudiger Aufregung. Sie sah sich im Geiste mitten unter den Reitern, hoch zu Ross gleich einer vornehmen Dame, einer süßen Amazone!

Der Onkel Rittmeister hatte ihr Reitunterricht versprochen, wenn sie länger in der Residenz bei der Großmutter geblieben wäre. Wie elegant hätte sie zu Pferde sitzen und wie zierlich den Zügel führen wollen! Wenn sie nur länger hätte dort bleiben können! — Dam, ja dann, wäre sie der Jagdskavalkade gefolgt — hoch zu Ross! —

Wie ein kalter Reif jedoch fiel ihr eine andere Frage auf Herz. Warum denn des Vaters alte feise Pferde auch geeignet zu solchem Ritt? Das eine war einmüdig, das ander spatlahm! — Diesen Thatsachen gegenüber stießen alle die schönen Zauberbilder in ihr Nichts zurück. Bertha schloß sich sehr unglücklich! —

Der kleinen Anna aber hüpfte das Herchen unter der wirthschaftlichen Vachthure noch einmal zu schnell, wenn sie sich dachte, bei Gelegenheiten solcher großen Jagd der Mutter helfen zu können in Küche und Hauswesen und besonders bei Bewirtung der Gäste. Hatte sie doch noch nie einen Prinzen gesehen und stellte sich darunter ein ganz außerordentliches Menschenkind vor. Es wollte zu ihren Vorstellungen nicht recht passen, daß Hirschen und Prinzen auch essen und trinken wie gewöhnliche Menschen, wie sie es in Zeitungsberichten über Hofleben oft genug gelesen.

Während Hedwig die Erinnerungen, auf dem Wagen sitzend nachsah, verfolgten die beiden alten Waldmänner mit Umsicht die Fährten. Es gehörte viel Kenntniß und Übung dazu, um an dem tiefen oder flachen Eindrucke der Tritte zu erkennen, ob sie von einem starken oder geringen Hirsche, von einem Alttiere oder Wildballe, herührten? Ob das Wild angeschossen oder getund, flüchtig oder langsam dahinzog? Dies ist eine Wissenschaft, ein wahres Studium, das durch eine große Zahl ungeschicklicher Benennungen in der sogenannten Jägerprache noch bedeutend erschwert wird.

Etwas anders als beim Rothwild sind die Schalen des Damwildes gestaltet. Wieder anders die vom Reh, mit ihrem Unterscheidungszeichen der betreffenden Wildgattung. Dazwischen sind Hasen gepoppelt, die Abdrücke ihrer Laufe zurückließen, welche durch ihre Stellung zu einander leicht erkennbar sind.

Wieg; künftliger ist die Fuchsspur, weil dieser seine Gangart isigerweise oft wechselt und die Spur verliert, wenn sie nicht ganz scharf ausgebrüht ist, der eines gleichgroßen Hundes ungemein ähnlich. Nur stehen beim Fuchse die beiden Mittelren

